

Zeitschrift: Topiaria helvetica : Jahrbuch
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Gartenkultur
Band: - (2011)

Artikel: Pflanzen für die Schön- und die Schlechtfärberei
Autor: Dal Cero, Maja
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-382453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pflanzen für die Schön- und die Schlechtfärberei

MAJA DAL CERO

Was heute noch in Redewendungen oder Wortspiele aufscheint, war im Mittelalter ein angesehenes Handwerk: Schön- und Schlechtfärber zauberten mit einer Mischung aus meist pflanzlichen Rohstoffen und Metallsalzen bunte oder dunkle Farben auf Seide und grobe Leinwand. Das Färben von Textilien gehört zu den ältesten Kulturtechniken – damals wie heute bekleiden Menschen ihre Körper und schmücken ihre Behausungen mit bunten Fasern und Geweben.

Die Rohstoffe für die Färberei – Wurzeln, Rinden, Blätter, Blüten, Früchte – wachsen wild oder werden auf Äckern und in Gärten kultiviert, man braucht die Farben nur zu pflücken. Eher unscheinbar sind sie oft, die Färberpflanzen, die erst mithilfe von geheimnisvollen chemischen Prozessen ihre Farbkraft auf Stoff und Papier bannen lassen. Es braucht daher eine Portion Endeckergeist und Experimentierfreude, um sich das Kaleidoskop der Pflanzenfarben und Färberpflanzen zu erschliessen.

Vom Handwerk

Ein Blick zurück auf die mittelalterliche Tuchfärberei vermittelt einen Eindruck über die einstige gesellschaftliche und wirtschaftliche Bedeutung der Pflanzenfarbstoffe.¹

Im frühen Mittelalter standen Färber in enger Verbindung mit den Tuchmachern, denn sie veredelten

deren grobe und feine Stoffe durch ihre Farbgebungen. Ab dem 13. Jahrhundert organisierten sich die Textilhandwerke auch in Zünften, wie beispielsweise in Basel, einem der wichtigen Färberzentren der Schweiz. Am 21. August 1268 übergab der Bischof von Basel in einem formellen Akt den Zunftbrief an die Weber und Leinweter (Leinenweber).² In der Zunft zusammengeschlossen waren verschiedene Gewerbe: Spinner, Spuler, Bleicher, Färber, Wollweber, Leinen- und Baumwollweber, Passementer, Sammetweber, Seidenstoffweber, Seidenstreicher, Hechelmänner, Seidenmüller. Dies zeigt eindrücklich, wie viele verschiedene Handwerksgattungen nur schon in der Tuchmacherei tätig waren. Über die Färberei berichten dann die Basler Chroniken erstmals um 1454. Über den Rohstoffhandel bestand auch eine starke Verknüpfung zwischen Gewürzhändlern, Kaufleuten und Seidenfärbern, die bis Mitte des 17. Jahrhunderts alle zur Safranzunft gehörten. Erst spät wechselten die Seidenfärber dann zur Weibernzunft.³

Allgemein unterlagen die in Zünften zusammengeschlossenen Gewerbe strengen Regeln und Pflichten. Für die Färber war die Verwendung der Rohstoffe klar festgelegt: den Schlecht- oder Schlichtfärbern, die grobe Leinenstoffe mit Wurzeln und Rinden dunkel färbten, war die Verwendung von kostbaren Blüten wie Safran *Crocus sativus* L. untersagt. Diese Pflanzen waren den Schönfärbern vorbehalten, die für bunte Samt- und Seidenstoffe zuständig waren.

Die Pflanzenrohstoffe für die Erzeugung der drei Grundfarben waren auch Gegenstand ökonomischer Überlegungen, denn Handel und Anbau waren wichtige wirtschaftliche Faktoren.⁴ Es wurde immer wieder nach Möglichkeiten gesucht, die hohen Kosten für den Farbstoffimport zu senken. Um 1420 etwa wurde in der Nähe von Basel während etwa zehn Jahren Safran – einer der kostbarsten Farbstoffe überhaupt – angebaut, dann wurde die Anstrengung wieder aufgegeben. Das Klima war nicht geeignet.

Um 1760 setzte sich Herr Tschiffeli, Sekretär des obersten Gerichtes, für den Krappanbau in der Schweiz ein. Er suchte nach einer geeigneten Sorte für den Anbau in der Schweiz, sodass roter Farbstoff von gleich hoher Qualität wie der holländische Krapp produziert werden konnte. Die ökonomische Gesellschaft von Zürich verfolgte diese Entwicklung genau und gab auch positive Empfehlungen zum Krappanbau ab. Trotzdem konnte der Färberpflanzenanbau in der Schweiz nie wirtschaftliche Bedeutung erlangen.

Der eindeutige König unter den Farbstoffen war jedoch Indigo-Blau.⁵ Er gehört zu den ältesten Farbstoffen, die vor allem zum Färben von Textilien verwendet wurden. In Indien sind erste Spuren von Indigofärberei bereits aus dem 3. Jahrtausend v. Chr. belegt. In Mitteleuropa diente Waid als Indigo-Vorstufen-Lieferant. Farbstoff von den indischen Indigo-Sträuchern kam in grösseren Mengen erst im 15. Jahrhundert nach Mitteleuropa, nach Erschliessung des Seeweges rund um das Kap der Guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas. Damit kam Unruhe in den seit dem 13. Jahrhundert florierenden innereuropäischen Waidhandel.⁶ Bis ins 16. Jahrhundert konnte der europäische Waidanbau durch protektionistische Massnahmen zwar noch geschützt werden – etwa durch einfache Verbote von Indigo in Deutschland bis hin zur Androhung der Todesstrafe auf Indigofärberei in Frankreich⁷ –, doch dann verdrängte der Indigo, der über englische Handelskompanien nach Europa gelangte, zusehends den Waid und der Siegeszug des Königs der Farbstoffe war nicht mehr aufzuhalten.

Das Ende des Pflanzenfärbehandwerks wurde durch die Entdeckung der Anilinfarben 1856 durch William

Perkin eingeläutet. In der Folge verdrängten die synthetischen Farbstoffe rasch die Pflanzenfarben.

Drei Pflanzen für die Grundfarben

Geschickte Färber – diesen Ruf genossen vor allem flämische Färber – konnten sich auf wenige Pflanzenrohstoffe zur Erzeugung der Grundfarben beschränken: Färberwau *Reseda luteola* L. für Gelb, Krappwurzeln *Rubia tinctorum* L. für Rot, Färberwaid *Isatis tinctoria* L. für Blau. Durch Über- und Umfärbeln erzielten sie daraus mithilfe verschiedener Zusätze fast alle Farbnuancen.

Färberwau, auch bekannt als Färberreseda, *Reseda luteola* L. aus der Pflanzenfamilie der *Resedaceae* ist eine mediterrane Pflanze. In der Schweiz ist sie teilweise wildwachsend an Wegrändern, in Kiesgruben und Rebbergen

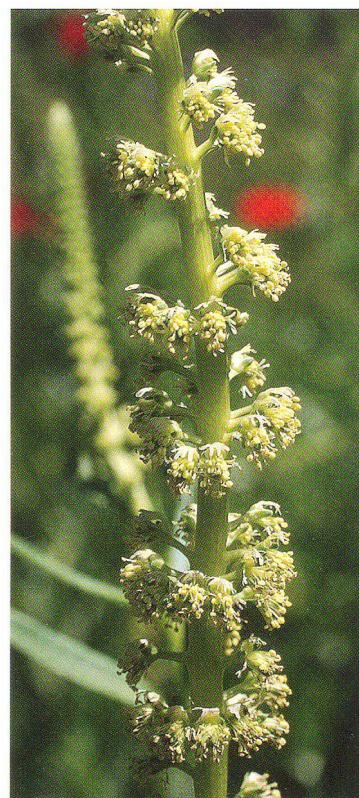


Abb. 1: Blühende Färberreseda *Reseda luteola* – Lieferantin von lichtechtem Gelb.

Färber-Krapp *Rubia tinctorum* (L.)

Färberröte

Die fermentierten Wurzeln sind eine Quelle natürlicher Farben, die im Farbtön entsprechend der Beize variieren. Die Wurzeln von mindestens 3 Jahre alten Pflanzen werden im Herbst geerntet und für Absude und Puder geschält und getrocknet.

Mit versch. Metallociden, beziehungsweise Metallsalzen (Aluminium- oder Zinksalze), bilden die enthaltenen Farbstoffe sehr farbenfrohe Komplexe, die als Krapplacke bezeichnet werden. Bei dem synthetischen Typ, der seit 1868 hergestellt werden kann, handelt es sich meist um einen Alizarin-Krapplack.

Krapplack ist bereits seit der Antike bekannt und wird von Dioscurides und Plinius dem Älteren beschrieben.

Er wurde in allen künstlerischen Techniken wie z.B. Tafelmalerei, Pastell, Buchmalerei und Ölmalerei verwendet.

Der Alizarinkrapplack dient auch als Pigment z.B. für die Herstellung von lichtechten Tapeten, für Künstlerfarben und Druckfarben. Der natürliche Lack ist nicht vollkommen lichtbeständig.



Abb. 2: Krapp-Rot *Rubia tinctorum*, Informationstafel und Farbmuster im Färbergarten von Schloss Wildegg.

anzutreffen. Ihre kleinen, blassgelben Blüten stehen in langen Trauben, sie blüht von Juni bis Oktober (Abb. 1). Häufiger als die Färberreseda ist allerdings die Gelbe Reseda *Reseda lutea* L. zu finden. Ihre Blüten sind hellgelb und die ganze Pflanze ist etwas kleiner als die Färberreseda. Da sich der gelbe Farbstoff in den oberirdischen Teilen befindet, ist die Färberreseda ergiebiger als *Reseda lutea*.

Aus praktischen Gründen wird oft die ganze Pflanze mit Wurzeln geerntet. Das Gelb der Reseda gilt als lichtecht, was eine Seltenheit unter den gelben Pflanzenfarbstoffen ist. Deshalb wurde mit der Pflanze in ganz Europa Handel getrieben.

Die Färberröte *Rubia tinctorum* L., auch Krapp genannt, aus der Pflanzenfamilie der Rötegewächse *Rubiaceae* liefert in ihren Wurzeln den begehrten roten Farbstoff (Abb. 2). Die Wurzeln der Färberröte wurden nach drei Jahren ausgegraben, getrocknet und zur Farbzubereitung zerkleinert. Als mediterrane Pflanze wurde die Färberröte in der Schweiz hauptsächlich kultiviert, kommt jedoch im Wallis,

am Lac Leman und stellenweise im Jura wildwachsend in Hecken und Weinbergen vor. Sie blüht von Juni bis Juli.

Die botanisch nahe verwandten Labkräuter wie das Echte Labkraut *Galium verum* L. (Abb. 3) oder das Wiesenlabkraut *Galium mollugo* L., ebenfalls aus der Familie der Rötegewächse *Rubiaceae*, wurden teilweise anstelle der Färberröte verwendet. Sie weisen jedoch einen wesentlich tieferen Gehalt an Farbstoffen auf als die Färberröte, dafür waren sie als einheimische Pflanzen in der Schweiz gut verfügbar.

Der Färberwaid *Isatis tinctoria* L. aus der Pflanzenfamilie der Kreuzblütengewächse *Brassicaceae* war einst die zentrale Pflanze zum Blaufärben in Europa (Abb. 4). Wie die subtropischen und tropischen Indigosträucher *Indigofera* spp. liefert der Waid die begehrten Farbstoffe, allerdings in geringerer Konzentration als jene. Die von April bis Juni gelb blühende Pflanze (Abb. 5) ist in der Schweiz in wärmeren Lagen verwildert auf Schuttplätzen und im Rebgelände anzutreffen.

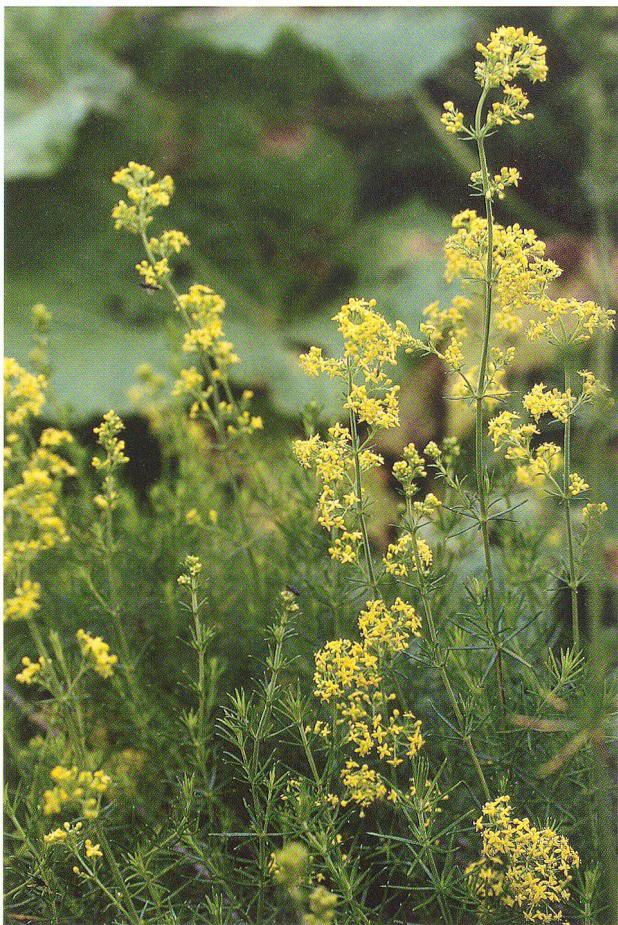


Abb. 3: Echtes Labkraut *Galium verum* als Ersatz für Färberrote.

Verwendet werden die Blätter der einjährigen Rosetten, geerntet wird, wenn sich die Blattspitzen gerade gelb verfärbten (Abb. 6). Aufgrund ihrer hohen Regenerationskraft können die Blätter in bis zu drei Schnitten geerntet werden. Anschliessend werden die Blätter einem mehrstufigen Gär- und Trocknungsverfahren unterworfen, bis die farblosen Indigovorstufen (Isatan) in Wasser gelöst zur Küpenfärbung bereit sind. Um zwei Kilogramm reines Waidfarbpigment herzustellen, braucht es ungefähr eine Tonne frische Waidblätter.⁸

Hauptanbaugebiet für Waid in Europa war Thüringen, für die Schweiz sind einige schriftliche Nachweise für den Waidanbau vorhanden, doch geschah das wohl nie in grossem Stil.



Abb. 4: Waidblau.

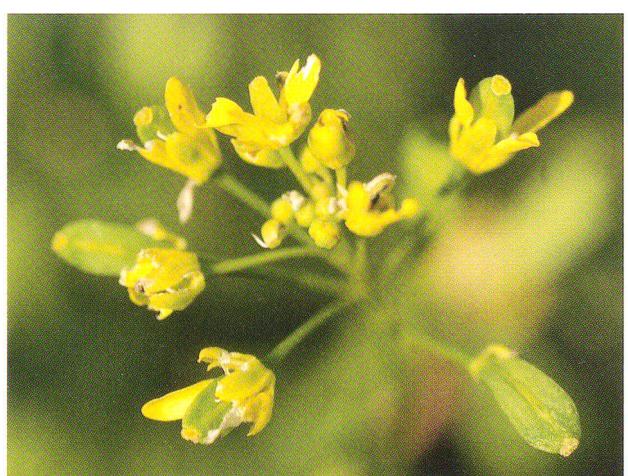


Abb. 5: Typische Brassicaceen-Blüte von Waid *Isatis tinctoria* L.



Abb 6: Einjährige Waid-Blattrosetten, bereit für die Ernte.



Abb. 7: Ein zarter Blauschimmer zeigt sich am schönsten in den reifen Früchten des Waid.

Auf den ersten Blick würde man nicht vermuten, dass in dieser Pflanze soviel «Blau» steckt (Abb. 7). Wie wohl die Menschen erstmals auf die Idee kamen, diese Blätter einem so komplexen Verfahren zu unterwerfen?

Waid war nicht nur eine viel genutzte Färberpflanze, sondern auch als Medizinalpflanze mit entzündungshemmenden Eigenschaften bekannt. Gegenwärtig wird die Pflanze auch pharmakologisch genauestens untersucht.⁹

grünen Fruchtschalen der Walnüsse *Juglans regia* L. oder Eichengallen.

Der Absud der Pflanzenrohstoffe wurde mit Eisen-spänen versetzt, was eine dauerhafte Schwarzfärbung der Textilien zur Folge hatte.

Auch die blaufärbenden Beeren von Zwergholunder *Sambucus ebulus* L. – die giftig sind und daher nicht als Nahrung dienten – oder Heidelbeere *Vaccinium myrtillus* L. wurden zum Strecken von teurem Indigo benutzt (Abb. 8).

Pflanzen der Schwarzfärberei

Die Schlecht- oder Schlichtfärber, wie sie auch genannt wurden, färbten ausschliesslich Schwarz, Blau und Braun und beschränkten sich zunächst noch auf das Färben von Leinwand, die als grobe (also schlechte) Ware galt, «denn eine dunkle Einfärbung kaschierte die unregelmässige Struktur des derben Leinengewebes, so dass die mindere Qualität durch die Farbgebung weniger ins Auge fiel. Es erfolgte also eine Aufwertung geringer Stoffqualität durch die Farbe Schwarz, die allerdings nicht in jedem Fall von Erfolg gekrönt war.»¹⁰

Für die Gerbstoff-Schwarzfärberei wurden hauptsächlich Rinden und Blätter verwendet, so etwa von: Berberitze *Berberis* spp., Ahorn *Acer* spp. und Erle *Alnus* spp. Andere ergiebige Quellen für Gerbstofffarben sind die



Abb. 8: Schwarzfärberei mit Holunderbeeren *Sambucus nigra*.

Die Landbevölkerung, die sich keine teuren Indigo-farbstoffe leisten konnte, färbte direkt mit diesen dunklen Beeren. Nachteil dieser Methode ist die sehr beschränkte Lichtecktheit. Nach einem Jahr mussten die dunkeln Stoffe daher wieder nachgefärbt werden.

Einen umfassenden Einblick in das Verhältnis von bunten und schwarzen Bekleidungsfarben im 16. Jahrhundert erhält man in der Arbeit von Christina Burde¹¹, in der sie zum Schluss kommt: «Einerseits wurde von verschiedenen Seiten stets aufs Neue zu einer ehrsa-men, schlichtfarbigen, in der Regel dunklen Kleidung ermahnt (lediglich Rot galt in Kombination mit Schwarz als angemessene Farbe der Privilegierten), andererseits konnte die bunte, von der Landsknechtstracht inspirierte Mode selbst durch wiederholte gesetzliche und morali-sche Mahnschriften in ihrer Beliebtheit nicht wesentlich beeinträchtigt werden.»

Chemische Zaubereien

Es mutet fast magisch an, wenn man den Prozess verfolgt, wie mithilfe von getrockneten Wurzeln, Blüten oder Blättern bunte Textilien in allen Farben entstehen. Nicht Zauberei natürlich, sondern eine grosse Erfahrung und ein gewisses Verständnis für chemische Prozesse sind Voraussetzung dafür.

Im Wesentlichen werden durch chemische Reaktionen möglichst stabile Verbindungen zwischen wasserlöslichen Pflanzenfarbstoffen und Textilfasern herbeigeführt.

Je nach Zugabe von verschiedenen Säuren, Metall-salzen wie Alaun (Kaliumaluminiumsulfat) oder Wein-stein (Kaliumhydrogencarbonat), Soda und Pottasche erzeugen geschickte Färber aus den gleichen Pflanzen-rohstoffen unterschiedliche Farbtönungen (Abb. 9). Mit Kupfervitriol (Kupfersulfat) konnten die Farben bei-spielsweise abgedunkelt werden, Alaun bewirkt als Beize allgemein eine intensivere Farbgebung.

Die hohe Kunst des Färberhandwerks bestand einer-seits in der Erzeugung möglichst (licht-)echter Färbungen, die nicht ausbleichten, und in der Reproduzierbarkeit der Farbtöne – ohne Möglichkeit zur chemischen Ana-lyse der Rohstoffe war das eine grosse Herausforderung. Färberrezepturen beruhten wohl auf einer Mischung aus Experimentierfreude und grosser Erfahrung. Die genauen Färberrezepturen – die Spezialität jedes Gewerbebetrie-bes – wurden oft als «Familiengeheimnisse» bewahrt und mündlich überliefert. Es sind nur wenige schriftlich festge-haltene Rezepturen erhalten geblieben, was vielleicht auch einfach ein Ausdruck davon ist, dass viele Färber und ihre Gesellen des Lesens und Schreibens nicht kundig waren.¹²

Das Färben mit Indigofarbstoffen ist eine Besonderheit und im Vergleich zu anderen Färbeverfahren wesentlich komplizierter: Indigo-Vorstufen, wie sie in Pflanzen



Abb. 9: Farbnuancen von Indigo unter Zusatz unterschiedlicher Metallsalze.

vorkommen, sind in Wasser nicht löslich, deshalb kann der Farbstoff auch keine direkte Verbindung mit den Pflanzenfasern eingehen. Der Farbstoff muss also erst in eine wasserlösliche Form gebracht werden. Der chemische Prozess – eine Reduktion des Indigofarbstoffes zur schwach gelblichen Leucobase – wurde früher als Gärverfahren in grossen Küpen (Holzbottich) durchgeführt.

Beim Färben in der Küpe bleiben die Textilien erst einmal praktisch farblos. Erst beim Trocknen an der Luft wird der Leucobasefarbstoff wieder zu Indigo oxidiert, das nun eine feste Verbindung mit den Fasern eingegangen ist.

Das Färbereihandwerk hatte auch unerwünschte Nebenwirkungen: «In Zürich wollte der Rat den Betrieb eines Färberkessels nur unter der Bedingung gestatten, dass kein <tampf davon gan mug> und die Nachbarn möglichst wenig <von gesmak und von röches wegen> belästigt werden.»¹³

Schon früh wurden den Färbern deshalb in den Städten Plätze zur Ausübung ihres Handwerks zugewiesen, was etwa auch Strassenbezeichnungen wie «Färbergasse» belegen.

Vielfalt in Bauerngärten

In den Haus- und Landfärbereien auf dem Land, fernab von den Städten mit ihren Handwerkszünften und den strengen Reglementierungen, konnte sich die Vielfalt an Färberpflanzen in den Bauerngärten teilweise bis in die neuere Zeit halten. Auch viele wildwachsende Pflanzen können zum Färben verwendet werden, wenn sie auch nie den Status der Färberpflanzen erlangten wie Krapp, Wau und Waid.

Zu diesen gehört etwa die anspruchslose Färber-Hundskamille *Anthemis tinctoria* L. (Abb. 10), wie die Echte Kamille *Matricaria recutita* L. Mitglieder der Familie der Korbblütler *Asteraceae*. Im Gegensatz zur Echten Kamille duftet die Färber-Hundskamille kaum und ihre grossen gelben Blüten erinnern in der Form eher an Margeriten als an die filigraneren Kamillen. Aus den getrockneten Blütenköpfen kann mit einer Alaunlösung



Abb. 10: Färberkamille *Anthemis tinctoria*

eine schöne Gelbfärbung von Textilien erzeugt werden. Die Färber-Hundskamille, die von Juni bis August blüht, kommt in den wärmeren Lagen der Schweiz zerstreut wildwachsend auf Äckern und an Wegrändern vor. Sie wurde früher oft wild gesammelt, aber auch in Gärten kultiviert, wo sie sich rasch ausbreitet.

Eine weitere gelbfärbende Pflanze aus der Familie der Korbblütler ist der Rainfarn *Tanacetum vulgare* L. Die im August gesammelten Blüten wurden in Alaun gebeizt zur Erzielung eines intensiven und lichtechten Farbtöns gebraucht. Färberginster *Genista tinctoria* L. aus der Familie der Schmetterlingsblütler *Fabaceae* (Abb. 11), ebenfalls eine gelbfärbende Pflanze, kommt in der Schweiz auf Trockenrasen und in lichten Wäldern oder an Waldrändern vor. Sie blüht von Juni bis August. Auch aus der Kanadischen Goldrute *Solidago canadensis* L. lässt sich ein wunderschöner gelber Farbton gewinnen – vielleicht ein Lichtblick für all jene, die dem invasiven Neophyten sonst nicht viel Positives abgewinnen können.

Schliesslich gehören auch der Gewöhnliche Frau-enmantel *Alchemilla xanthochlora* L. sowie das Johanniskraut *Hypericum perforatum* L. (Abb. 12) zu den beliebten Bauerngartenpflanzen, die vielfältig eingesetzt werden können, als Zierpflanzen in Blumensträussen, als Heilpflanzen oder auch zum Färben von Gelb- bis Rottönen.

Wie man mit einem Färbegarten einen vielfältig bunten Akzent setzen kann, ist in verschiedenen Schau-



Abb. 11: Schmetterlingsblüte von Färberginster *Genista tinctoria*.

gärten der Schweiz zu sehen, so etwa in der Gartenanlage des Schlosses Wildegg¹⁴, im Botanischen Garten Zürich¹⁵, im Färbergarten der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW) in Wädenswil¹⁶ oder im Freilichtmuseum Ballenberg¹⁷.

Künstlerische Nische

Die Entdeckung der synthetischen Teerfarben war ein entscheidender Schritt in der Geschichte der Pflanzenfarben – je nach Blickwinkel bahnte sich damit der Verlust eines traditionsreichen Kulturguts an oder die «Befreiung der Pflanzenfarben» aus dem engen Korsett der Regelungen, die von ökonomischen Zwängen und Interessen geprägt waren. Das einstige Handwerk zog sich in eine künstlerische Nische zurück, wo der Umgang mit Pflanzenfarben eine grosse Freiheit zurückgewonnen hat und sich im bunten Kaleidoskop wieder frei entfaltet. Eine schier unerschöpfliche Fülle von Pflanzen, aus deren Wurzeln, Blättern, Blüten, Rinden, Früchten



Abb. 12: Rotes Johannisöl – mit etwas Geschick lässt sich das Rot des Johanniskrautes auch auf Textilien übertragen (Alternative: Gelbfärbung mit Johanniskraut).





Abb. 13: Malen mit Krapprot – im Curriculum der Rudolf-Steiner-Schulen nach wie vor fest verankert.

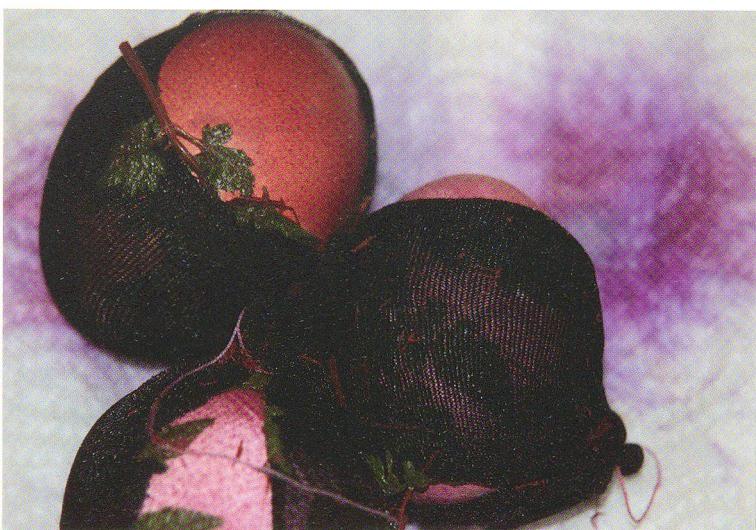


Abb. 14: Ostereierfärbung mit Rotholz *Caesalpinia* spp.

oder Holz Farben gewonnen werden, wächst vor der Haustür. Künstlerinnen und Künstler experimentieren damit, Anleitungen zum Selberherstellen von Pflanzenfarben werden verfasst¹⁸, und in der Waldorf-Pädagogik wird weiterhin im Schulunterricht der fachgerechte Umgang mit Pflanzenfarben vermittelt (Abb. 13).

Wer sich selber nicht sogleich an das «Unternehmen» des Pflanzenfärbens von Stoffen und Fasern wagt, kann ohne grossen Aufwand beim Ostereierfärbten beginnen.

Vor der Osterzeit sind in vielen Läden Pflanzenfarben-Kits erhältlich, meist mit tropischen Rothölzern *Caesalpinia* spp. und Blauholzern *Haematoxylum campechianum* L. (Abb. 14). – Oder man wählt einen noch einfacheren Einstieg und sammelt mit Zwiebelschalen erste Erfahrungen mit Pflanzenfarben.

- 1 Einen Überblick über die Geschichte der Farben und Färberei unter besonderer Berücksichtigung der Schweiz ist zu finden in: Maarsen, David (2009). *Färbepläne der Schweiz*. Bachelor-Thesis, ZHAW Wädenswil, S. 9–19
- 2 Geschichtlicher Überblick E. E. Zunft zu den Weibern: <http://www.webernzunft.ch/Zunftgeschichte.html>
- 3 Geschichtlicher Überblick E. E. Zunft zu Safran Basel: <http://www.safranzunft.ch/inhalt.htm>
- 4 Ausführlichere Darstellung dazu in: Maarsen David. *Färbepläne der Schweiz*. S. 16–19
- 5 Ausführliche Informationen zu Indigo: Kaiser-Alexnat, Renate. «Indigo – Der König der Farbstoffe», in: *Südostasien Magazin*. Ausgabe 3/2008, S. 110–121; oder unter <http://www.dyeplants.de>
- 6 Nach Ploss, E. E. (1977). «Ein Buch von alten Farben». München, in: Maarsen, David. *Färbepläne der Schweiz*, S. 12
- 7 Nach Andersen, A. S. (1990). «Das blaue Wunder». Köln, in: Maarsen, David (2009). *Färbepläne der Schweiz*. S. 12
- 8 Kaiser-Alexnat, Renate (2009). *Färberwaid (Isatis tinctoria L.)*. Faltblatt
- 9 Ausführliche Beschreibung in: Hamburger, Matthias (2003). «Isatis tinctoria – from the rediscovery of an ancient medicinal plant towards a novel anti-inflammatory phytopharmaceutical», in: *Phytochem. Rev.* 1, S. 333–344; Mohn, Tobias; Plitzko, Inken; Hamburger, Matthias (2009). «A comprehensive metabolite profiling of Isatis tinctoria leaf extracts», in: *Phytochem.* 70, S. 924–934
- 10 Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. Diss., Universität Bremen, S. 56–57
- 11 Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. S. 53
- 12 Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. S. 55
- 13 Kühnel, Harry (Hg.) (2005). «Alltag im Spätmittelalter». S. 64; in: Burde, Christina (2005). *Bedeutung und Wirkung der schwarzen Bekleidungsfarbe in Deutschland zur Zeit des 16. Jahrhunderts*. S. 61
- 14 www.musee-suisse.ch/d/wildegg
- 15 <http://www.bguz.uzh.ch>
- 16 www.lsfm.zhaw.ch
- 17 <http://ballenberg.ch>
- 18 Zum Beispiel: Arendt, Helena (2009). *Werkstatt Pflanzenfarben. Natürliche Malfarben selbst herstellen und anwenden*. Aarau; oder Meier, Günter (1994). *Pflanzenfarben. Forschung, Herstellung, Anwendung*. Dornach

Alle Abbildungen: Maja Dal Cero

Résumé

La teinture des textiles est une technique très ancienne. Dans les teintures de la draperie médiévale, les colorants végétaux étaient particulièrement utilisés. Les racines, les écorces, les feuilles, les pétales, les fruits à l'état sauvage ou cultivés, servaient de matières premières dans l'élaboration des teintures. De mystérieux procédés chimiques permettaient d'augmenter l'intensité de certaines couleurs végétales. Les teinturiers chevronnés pouvaient avec seulement quelques plantes aux couleurs primaires, grâce à la multiplication des bains de teinture, saisir toutes les nuances de couleur.

La découverte des synthétiques signifiait, d'une part la perte d'un artisanat riche en traditions, d'autre part le développement d'une liberté artistique dans l'utilisation des couleurs végétales. À travers le pays, les manufactures et les artisans-teinturiers, loin des villes, de leur corporation et des réglementations strictes, pouvaient se contenter, en partie, de la diversité des couleurs issues des plantes dans les jardins campagnards. Et ceci jusqu'à l'époque moderne.